In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt" ◆

Nr. 99. Posen, den 29. April 1928. 2. Jahrg.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanjez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht van Bebber.

5. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Am Ziel angelangt, präsentierte sich die staubbedeckte, hungrige Gesellschaft dem Alkalden. Der Keckste, der als Direktor fungierte, hielt eine feierliche Ansprache, in der er das Können seiner Leute hervorhob und erklärte, man würde sich glücklich schätzen, wenn die Großmut der Municipalität sie im Stall der Dorfschenke beherbergen, vielleicht auch zu einem Topf Suppe einladen würde. Auf dem mit Karren und Brettern eingehegten Dorfplatz standen alte Stiere, wahre Fleischberge voller Schorfe und Narben, mit ungeheuren, splitterigen Hörnern. Seit vielen Jahren kamen sie bei allen Festen der Provinz zum Vorschein, diese Veteranen, die „Latein konnten" und in alle Finessen des Stierkampfes eingeweiht waren.

Dem rohen Bauernpublikum bereiteten die „Toreros" von Sevilla ungemeines Vergnügen, besonders, wenn sie von einem Stier überrannt wurden. Flüchtete einer der Jungens voller Angst und versuchte er, sich an den Palisaden hochzuziehen, so regnete es Schläge auf die an das Holz geklammerten Hände, bis er sich wieder herunterfallen ließ: „Marsch, du Lausbube! Zeig dem Stier das Gesicht . . ."

Bei Einbruch der Dunkelheit faßten zwei Mann der Cuadrilla die beste Capa an den Enden und machten die Runde, um die Kupfermünzen der Bauern einzusammeln.

Einmal blieb die Senjora Angustias mehr als eine Woche ohne Nachricht von ihrem Sohn. Endlich erfuhr sie, daß er in einem Dorf Tocina verwundet worden war. Allmächtiger! . . . Wo lag nur dieser Ort? Wie kam sie hin? . . . Doch als sie reisefertig stand, tauchte Juanillo auf, bleich und schwach, aber voll Stolz auf sein großes Erlebnis. Und in seinem Triumphe machte er ernstlich Miene, die Hosen herunterzuziehen, um den Nachbarn die Wunde am Gesäß zu zeigen, in die man — nach seinen Worten — den ganzen Zeigefinger hineinstecken konnte, ohne ihr Ende zu fühlen. Nicht weniger bildete er sich auf den Jodoformgeruch ein, den er bei jedem Schritt verbreitete, und wußte viel zu erzählen von der fürsorglichen Behandlung in jenem Dorf, dem kein anderes in Spanien gleichkam. Außer den reichsten Bauern hatte ihn sogar der Alkalde besucht, der auch die Rückreise bezahlte.

Großzügig überreichte Juanillo die drei Duros, die er heimbrachte, seiner Mutter. So viel Ruhm mit vierzehn Jahren! Doch noch mehr schwellte sich seine Brust, als ihn in der Campana einige wirkliche Toreros fragten, wie es seiner Wunde ginge.

Seit diesem Ereignis sah ihn die Werkstatt seines Meisters überhaupt nicht mehr. Torero, nichts als Torero wollte er werden! Die Senjora Angustias resignierte. Kam ihr Sohn abends rechtzeitig nach Hause, so stellte ihm Mutter oder Schwester wortlos seinen Teller auf den Tisch. Aber diese schweigende Nichtachtung, die ihn niederschmettern sollte, störte ihm nicht einmal seinen Appetit. Verspätete er sich, so verwahrten sie ihm nicht eine Kruste, und er konnte mit leerem Magen wieder abziehen.

Abend für Abend bummelte er, von einer Schar halbwüchsiger, zweifelhafter Burschen umgeben, auf der Alameda de Hércules. Nachbarinnen trafen ihn zuweilen im Gespräch mit Senjoritas, über die ehrbare Frauen die Nase rümpften, oder würdigen Caballeros, denen Lästerzungen sehr häßliche Beinamen gaben. Eine Zeitlang lief er mit Zeitungen, verkaufte in der Karwoche auch den am San Francisco-Platz sitzenden Damen Tüten voll braunem Zuckerkand; meist aber lungerte er vor den Hotels herum, um eines Engländers habhaft zu werden — für Juanillo waren alle Reisenden Engländer —, dem er sich als Führer anbot.

„Mylord! . . . Ich Torero!" pflegte er sich den Fremden vorzustellen, als ob dies eine undiskutierbare Empfehlung sein müßte.

Und um die Richtigkeit seiner Aussage nachzuweisen ließ er das unter der Mütze versteckte Zöpfchen, nicht länger als eine Spanne, am Nacken herunterbaumeln.

Sein Intimus war Chiripa*), ein gleichaltriger, schmächtiger Junge mit durchtriebenen Augen, der weder Vater noch Mutter gekannt hatte, von klein auf in Sevilla herumstrolchte und Juanillo kraft seiner Erfahrung beherrschte. Seine linke Backe trug die Narbe eines Hornstoßes, was dem Schusterchen Veranlassung gab, neidische Vergleiche anzustellen zwischen dieser Narbe und seiner eigenen unsichtbaren Verwundung.

Wenn eine reisende Ausländerin, voll Interesse für spanische Eigentümlichkeiten, ihre Zöpfchen bewunderte, sich die Geschichte ihrer Verwundungen erzählen ließ und zum Dank einige Pesetas hervorholte, sagte Chiripa mit schwermütiger Stimme:

„Geben Sie mir das Geld. Der hier hat eine Mutter, während ich ganz allein in der Welt stehe. Wer noch eine Mutter hat, weiß nicht, was er besitzt!"

Und das Schusterchen murmelte, von traurigen Gewissensbissen erfüllt:

„Das ist wahr . . . sehr wahr."

Diese Rührung hinderte ihn jedoch nicht, seine regellose Existenz fortzusetzen und weite Reisen von Sevilla aus zu unternehmen.

Chiripa fand sich meisterhaft in diesem fahrenden Leben zurecht. An Corridatagen zeigte er den unerschütterlichen Willen, mit seinem Kameraden die Plaza de Toros zu betreten. Und seine Strategie siegte: sie kletterten über die Mauern und glitten wie Wiesel zwischen den Aufsehern durch. Ein Stiergefecht ohne sie, die zur Profession gehörten! . . . Gab es keine Corridas in den Dörfern, so wanderten sie nach den Weiden von Tablada, um sich an den Jungtieren zu üben. Aber ihr Ehrgeiz blieb unbefriedigt.

Chiripa hatte die Welt gesehen und das Schusterchen lauschte mit Entzücken seinen Beschreibungen von

*) Chiripa = Glückspilz.

Madrid, dieser feenhaften Stadt mit ihrer Plaza de Toros, die schon mehr einer Kathedrale für Stiergefechte glich.

Eines Tages machte ihnen ein Senjorita weis, daß für sie in Bilbao, wo es keinen Ueberfluß an Toreros gäbe wie in Sevilla, viel Geld zu verdienen sei. Bereits der nächste Morgen sah die beiden Jungens auf der Reise nach Bilbao, ohne einen Centimo in den Taschen und keinem weiteren Gepäck als ihren Capas, — alt und verschossen, aber richtigen, bei einem Trödler für einige Reales erstandenen Capas.

Behutsam schlichen sie in ein leeres Abteil und versteckten sich unter den Sitzen, bis Hunger und andere Notwendigkeiten sie zwangen, ihre Gegenwart den Reisenden kund zu tun, die über die seltsamen Kerlchen lachten und ihnen mitleidig zu essen gaben. Des öfteren wurden sie auf einer Station von einem Beamten entdeckt, an den Ohren hervorgeholt und furchtbar verprügelt, während der Zug wie eine verlorene Hoffnung entschwand. Und da man sie im Auge behielt, blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu Fuß zur nächsten Station zu marschieren, um hier ihr Glück von neuem zu versuchen.

So landeten sie nach ereignisreicher Fahrt in Madrid, wo sie an der Puerta del Sol die Gruppen engagementsloser Toreros bewunderten, höhere Wesen, die sie, allerdings ohne Erfolg, um eine Unterstützung zur Fortsetzung ihrer Reise angingen. Nur ein gleichfalls aus Sevilla gebürtiger Knecht von der Plaza de Toros erbarmte sich ihrer und ließ sie in den Stallungen schlafen.

Bilbao rückte immer weiter ab, so daß sie sich entschlossen, nach Sevilla zurückzukehren. Aber vom Reisefieber gepackt, begnügten sie sich fortan nicht mehr mit Exkursionen nach den Dörfern Andalusiens, sondern dehnten ihre Fahrten bis nach La Mancha und Estremadura aus. Knurrte der Magen, so krochen sie auf dem Bauch in die Gärten der Bauern, rafften Zwiebeln, grüne Erbsen und Mohrrüben zusammen oder warteten stundenlang, bis sich ein einsames Huhn näherte, das einige Kilometer weiter auf einem Reisigfeuer leicht geröstet wurde.

Gelegentlich, wenn sie in der Nähe einer Station unter freiem Himmel schliefen, um einen Frühzug zu erwarten, stöberte sie auch mal ein Gendarm auf. Doch sobald dieser Hüter der Ordnung das rote Bündel unter ihrem Kopf und die kleinen Zöpfe sah, beruhigte er sich. In seine Sympathie mischte sich sogar etwas wie Respekt vor der dunklen Zukunft. Wer konnte wissen, ob nicht einer dieser zerlumpten Jungens eines Tages wie ein Fürst leben und in der Arena seine Stiere dem Könige widmen würde! . . .

In einem Dörfchen von Estremadura blieb das Schusterchen allein. Als Glanznummer wollten die „extra von Sevilla gekommenen Toreros“ einem alten, unbändigen Stier Banderillas aufsetzen. Juanillo stieß das erste Paar ein. Stürmisches Händeklatschen, sowie volle Weingläser, die man ihm über die Umzäunung reichte, belohnten seine Kühnheit. Doch ein Angstschrei ließ ihn herumfahren. Wo war der Glückspilz? Auf dem Boden der Arena lagen seine beiden Banderillas, die Mütze und ein Schuh, während der Toro ein aufgespießtes Bündelchen in die Luft warf, um es mit dem anderen Horn wieder aufzufangen. Schließlich wurde es ihm langweilig, und er schleuderte sein Spielzeug, das wie ein geplatzter Weinschlauch rote Strahlen ausspritzte, in den Staub.

Erst als die Kühe mit dem glockenbehangenen Leittier erschienen, gelang es, den Unhold zu entfernen.

Vergebens waren die in Essigwasser getränkten Tücher, die man in Ermangelung von etwas Besserem auf Chiripas Wunden legte. Das Blut hörte nicht auf zu fließen.

„Adios, Schusterchen! . . .“ röchelte der Glückpilz. „Adios . . . Juanivo . . .“

Es war der letzte Seufzer.

Sein Kamerad machte sich entsetzt auf den Rückweg nach Sevilla, den blutigen Leichnam ständig vor Augen. Er hatte Angst. Eine zahme Kuh würde ihn zum Davonlaufen gebracht haben. Die klugen Ratschläge seiner Mutter wurden lebendig. Ja, es war schon besser, als Schuhmacher ein ruhiges Leben zu führen! . . .

Doch diese guten Vorsätze dauerten nur so lange, wie er sich allein sah. Sevilla mit seiner Toreroatmosphäre ließ ihn bald das gräßliche Bild vergessen. Die zerbröckelten Bohnen, das harte Brot zu Hause paßten ihm nicht mehr. Neidisch schaute er auf die Luxuswagen und edlen Pferde, blieb nachdenklich an den Toren der reichen Häuser stehen, hinter deren Gitter Patios von orientalischer Ueppigkeit, fliesenbelegte Arkaden, Marmorböden und geschwätzige Springbrunnen auftauchten, die Tag und Nacht einen Perlenregen auf immergrüne Schlingpflanzen sprühten. Sein Los war gezogen: Stiere töten oder sterben! Reich sein und wenn es sein Leben kosten sollte! Aber nicht die Zeit damit vergeuden, die einzelnen Stufen durchzumachen . . . Er sah, wie die Banderilleros für dreißig Duros pro Corrida ihr Leben ebenso wie die Maestros riskierten. Nur wenigen gelang es, soviel zu ersparen, um mit den Jahren einen bescheidenen Handel anzufangen; die meisten mußten, alt geworden, bei ihren Kameraden betteln gehen oder starben im Spital. Nein, nichts von Banderillas, nichts von jahrelanger Sklaverei in einer Cuadrilla unter einem despotischen Espada. Für ihn gab es nur eins: von Anbeginn an die Arena als Matador, den Degen in der Hand, betreten.

Er war jetzt achtzehn Jahre alt, und mehrere junge Damen, die allerdings ein lockeres Leben führten, machten sich die Ehre streitig, ihn zu betreuen. Außerdem hatte er einen Gönner in einem pensionierten Stadtrat gefunden, der eine Schwäche für diese jugendlichen Toreros bekundete, wofür er aber von der Senjora Angustias mit den härtesten Ausdrücken aus ihrer Zeit in der Fabrica de Tabacos belegt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Operngucker.

Von Arkady Awertschenko.

Villenbesitzer und Staatsbeamter Pliumassjef machte einen Spaziergang durch den Wald und gelangte schließlich ans Flußufer. Mit seinen kurzsichtigen Augen sah er übers Wasser in Richtung der Badeanstalt und gewahrte dort eine Gestalt mit grüner Kopfbedeckung.

„Eine Frau,“ dachte Pliumassjef und kniff seine Augen so zusammen, daß sie sich wie zwei Gedankenstriche ausnahmen.

„Weiß Gott — eine Frau — und sie scheint obendrein jung zu sein.“

Ein Zittern ging durch seine alten Knie. „Ach,“ stöhnte er, „zum Teufel auch, daß man kurzsichtig ist, und wie dumm, daß ich immer vergesse, ein Fernglas mitzunehmen!“

Er rieb seine Augen und seufzte. „Ich sehe etwas Weißes und etwas Gestreiftes.“ Er sah es aber nur verschwommen. Ich will mich in dem Buschwerk hier verstecken — vielleicht, daß sie herüberschwimmt, dachte er.

Als er aber die Zweige auseinanderbog, sah er einen Gymnasiasten platt auf dem Bauch im Grase liegen.

„Verfluchter Kerl . . . der hat sich gerade den richtigen Platz ausgesucht,“ dachte Pliumassjef erbost. Da bemerkte er, daß der Gymnasiast durch ein Fernglas krampfhaft zum anderen Ufer starrte.

Der Gymnasiast nickte ihm freundschaftlich zu und sagte: „Nun — auch Sie hier?“

Pliumassjef verspürte die größte Lust, ihn anzuschnauzen, erinnerte sich aber des Fernglases und sagte lächelnd:

„Hm! — amüsant nicht wahr?“

„Haha — eine schicke Dame!“ bemerkte der Gymnasiast. „Tadellos gewachsen — eine Venus — fabelhafte Beine . . . auf Ehre!“

„Und wie ist die Figur?“ fragte Pliumassjef neugierig.

„Klassisch!“

„Klassisch!“ Pliumassjef schnalzte mit der Zunge.

„Wollen Sie mir nicht mal das Glas leihen?“

Der Gymnasiast schüttelte den Kopf: „Ausgeschlossen!“

Pliumassjef streckte seine zittrige Hand aus.

„Nur einen Augenblick!“

„Fällt mir gar nicht ein. Glauben Sie, daß ich diesen Operngucker meiner Tante aus der Kommode geklaut habe, damit andere Leute . . .“

„Nur eine Sekunde!"

„Stören Sie mich nicht!"

Pliumassef wandte sich gekränkt ab.

„Eigentlich," sagte er heiser, „ist es schamlos, ganz schamlos von Ihnen, badende Damen zu belauern. Unmoralisch geradezu — überhaupt!"

„Sie baten ja selbst um das Glas, Herr!"

„Wenn ich wollte, könnte ich Ihnen ja das Glas aus der Hand reißen, bin der Stärkere, und Sie — Sie können von mir Prügel beziehen überhaupt . . ."

„Probieren Sie's doch. Ich werde schreien, daß alle Villenbesitzer der Umgegend zusammenlaufen, und dann werde ich ihnen erzählen, weshalb, wieso, warum, Herr Staatsbeamter!"

„Ach — scheren Sie sich doch zum Teufel — Sie Lausejunge!"

„Das können Sie selbst!"

Da besann sich Pliumassef und sagte:

„Verkaufen Sie mir doch dann schon das Glas!"

„Verkaufen? Herr, meine Tante . . ."

„Wird es nie bemerken!"

„Hm, wie viel, wie viel bieten Sie?"

„Fünf Rubel!"

„Ausgeschlossen!"

„Das ist gemein. Ein neues kostet nur acht!"

„Weiß Gott, sie hat Grübchen in den Schultern. Nun steht sie auf der Sandbank, man sieht auch die Füße, diese Fesseln, ich sage Ihnen, einzigartig!"

„Junger Mann," sagte Pliumassef fast erstickend, „wollen Sie — ich gebe acht Rubel!"

„Nicht mehr? Mindestens zwanzig muß ich haben!"

„Ich habe nicht mehr bei mir!"

„So, nun bückt sie sich — was ist das? — Der Badeanzug ist an einer Seite, weiß Gott, losgegangen, ich sehe . . ."

„Hörrrrren Sie!" Pliumassef keuchte: „Außer den acht Rubeln sollen Sie auch meine ganz neue Börse und mein gutes Taschenmesser haben!"

„Haben Sie noch andere Naturalien, vielleicht Zigaretten?"

„Ja, darf ich Ihnen eine anbieten?"

„Gut — ich bekomme also die Zigaretten plus Etui, das Messer, die neue Börse und das Geld — und Sie bekommen das Fernglas!"

„Angenommen — aber zwei Zigaretten müssen Sie mir für den Heimweg überlassen!"

„Entweder alle Zigaretten, oder das Geschäft wird nicht gemacht, ganz einfach — ich bin Geschäftsmann, wie Sie sehen!"

„Hören Sie — sie ist doch wohl noch da?"

„Ja — sie steht dort in ihrer ganzen Schönheit — da — sehen Sie selbst!"

Der Gymnasiast raffte seine Habseligkeiten zusammen, klopfte Pliumassef freundschaftlich auf die Schulter, während er dachte: Du Trottel!, und verschwand in das Dickicht des Waldes!

Pliumassef aber lächelte selbstzufrieden — endlich! — sah gierig durch das Fernglas und sah folgendes:

Auf einer Sandbank stand in einem gestreiften Badeanzug mit langen, weißen Hosen Marja Pawlona! Seine Frau . . . Ogottogottogottogott!

Das Blut stieg ihm zu Kopf! Mit einem massiven Fluch schleuderte er den Operngucker der „Tante" ins Wasser. Klatsch!

Mit schlotternden Gliedern trottete er die zwei Werst nach Hause.

Ach — wenn er jetzt doch nur eine Zigarette gehabt hätte!!!

(Aut. Uebersetzung aus dem Russischen.)

Das große Los.

Von K. Aabye.

Als Fräulein von Bergen in ihrem Schaukelstuhl saß, hörte sie, daß die Zeitung durch den Türspalt hineingeworfen wurde. Langsam ging sie in den Korridor und bückte sich ebenso langsam nach der Zeitung, denn Fräulein von Bergen vergaß nie, daß sie die Tochter eines Gardehauptmanns war, und wenn man das ist, beeilt man sich nicht, hastet nicht, sondern geht langsam, tritt sicher und bestimmt auf und trägt den Kopf etwas höher als andere Leute . . .

Als sie mit der Zeitung in der Hand wieder ihre Wohnstube betrat, setzte sie sich wieder bequem in ihrem Schaukelstuhl zurecht. Langsam blätterte sie in der Zeitung, vertiefte sich in einige „Diebstähle" und in eine „Feuersbrunst" auf Nörrebrog, bis sie endlich zu der Lotterieliste kam. Fräulein von Bergen spielte nämlich in der Lotterie, und zwar hatte sie ein ganzes Los. Das war der einzigste Luxus, den sie sich erlaubte, aber Nr. 401 648 füllte auch ihr ganzes Leben aus. Das war der Brennpunkt, um den alle Gedanken kreisten.

Mit ihrem alten gelben Zeigefinger glitt sie die Kolonnen entlang, Reihe für Reihe. Mit beamtenhafter Pedanterie. Nicht eine Nummer wurde übersprungen.

Da — was war das —, ein geheimnisvoller Strahl durchzuckte Fräulein von Bergen. Der gelbe Zeigefinger blieb an einer Zahl haften. Dann rutschte die Zeitung auf den Fußboden. Steif und starr saß sie einige Minuten in ihrem Schaukelstuhl.

Dann erhob sie sich. Sie griff nach ihrem Kapotthut mit den merkwürdig wippenden Federn, der immer auf dem Büfett lag, und dann kroch sie in ihren Mantel.

Fräulein von Bergen hatte 30 000 Kronen in der Lotterie gewonnen. An der Straßenecke nahm sie die Linie 15 und fuhr geradewegs ins Lotteriebüro.

In der elektrischen Bahn saß sie etwas steifer und würdevoller da als gewöhnlich und bewegte andauernd ihre Lippen wie im Gebet.

„Dreißigtausend" flüsterte sie, „dreißigtausend." Dem Schaffner gab sie eine ganze Krone, während sie mit Nachdruck sagte: „Dreißigtausend".

Der Schaffner hielt sie für verrückt und gab ihr nichts heraus — Fräulein von Bergen kümmerte sich indessen nicht darum.

Bei Nörreport stieg sie aus, bog in die Köbmagergarde ein und gelangte in das Lotteriebüro.

Hinter der Schranke stand ein rothaariger junger Mann.

Fräulein von Bergen holte das Los hervor und legte es auf den Tisch. Der Rothaarige verschwand mit dem Los, während Fräulein von Bergen auf einem der Stühle Platz nahm und wartete.

1 — 2 — 3 — 4 Minuten. Welch eine endlose Zeit! Sie wurde nervös und heiß. Ihr ganzer Körper schwitzte vor Aufregung. Zum erstenmal seit Jahren konnte sie nicht still sitzen. Sie versuchte es, ihre Gedanken von den 30 000 Kronen wegzubringen.

War sie denn jemals im Leben so nervös gewesen? Sie entsann sich ja noch der Prüfung am Konfirmationstage, das war schlimm gewesen, und auch der Augenblick fiel ihr ein, als sie zum ersten Mal im Meer baden sollte, sie hatte seitdem nie wieder im Meer gebadet — Gott bewahre — aber dies hier, nein, das war doch zu . . .

Da stand mit einmal der Rothaarige mit dem Los in der einen Hand:

„Die gnädige Frau muß wirklich entschuldigen, es handelt sich leider um einen Druckfehler. Das Los der gnädigen Frau hat nicht gewonnen."

Was sagte dieser infame Rothaarige? Nicht gewonnen? Wie in einem Nebel sah sie die 30 000 Kronen vor sich schwirren. Auf einmal wurden sie weniger und weniger. Die Zahlen zogen sich zurück. Höchst sonderbar. Schließlich waren sie ganz verschwunden.

In dem Augenblick erst begriff Fräulein von Bergen die Situation. In ihr stieg eine maßlose Wut auf. Sie konnte sich nicht mehr beherrschen, und zum ersten Mal hörte man Fräulein von Bergen schimpfen. Sie beschimpfte die Lotterie im allgemeinen und den Rothaarigen im besonderen und überhaupt. Betrügen und zum Narren halten, darauf hätte man es abgesehen, aber . . . Fräulein von Bergen war dem Weinen nahe.

Der Rothaarige wurde jetzt seinerseits wütend, umfaßte mit beiden Händen die Tischplatte, so daß die Knöchel ganz weiß wurden, und bat Fräulein von Bergen, doch sofort mit ihren Unverschämtheiten aufhören zu wollen und das Lokal zu verlassen.

„Unverschämtheiten!!!!!" Irgend etwas durchzuckte Fräulein von Bergen, und der Augenblick kam, in dem sie vollständig den Gardekapitän und all die eingeimpfte Vornehmheit vergaß. Sie hob sich auf die Zehenspitzen, riß ihre Tasche an sich und knallte dem Ahnungslosen hinter dem Tisch eine solche Ohrfeige, daß er gegen die Wand taumelte.

Dann machte Fräulein von Bergen kehrt, knallte die Tür indigniert zu und fuhr mit Linie 15 nach Hause.

Der Rothaarige begab sich indessen auf die Polizei, und Fräulein von Bergen wurde geladen.

Das Gericht verurteilte sie dazu, die historische Ohrfeige mit 200 Kronen zu bezahlen zuzüglich der Unkosten.

*

Fräulein von Bergen bewahrt noch immer die stolze Haltung, trägt den Kopf immer noch etwas höher als andere Leute — aber Fräulein von Bergen spielt nicht mehr Lotterie.

Die Brüder.

(Nachdruck verboten.)

Im Armenhause zu Bermondsey, einem städtischen Verwaltungsbezirke Londons, saßen seit Jahren zwei alte Männer. Der eine war zehn, der andere sogar schon zwölf Jahre in der Anstalt. Als sie eines Tages, wie gewöhnlich, ihre Pfeifen im Erholungshofe rauchten, kam das Gespräch auf eine Straße, die eben niedergerissen wurde.

„An der Straße wurde ich geboren", sagte der eine.

„So? Ich auch", versetzte der andere.

„In welchem Hause?"

„Meine Mutter hatte in meiner Jugend den kleinen Laden an der Straßenecke inne."

„Zum Henker! Die meinige auch!" rief der andere. Da starrten sich die beiden an.

„Sie irren sich . . . der Laden gehörte meiner Mutter, der Anna Braun!" Da standen beide auf und sahen einander keuchend in die Augen.

„Dann mußt du der Hans sein!"

„Und du der Wilhelm!"

Und die beiden Greise, der eine 70, der andere 73 Jahre alt, drückten sich die Hände; denn nun erkannten sie sich einander zum ersten Male seit ihrer zehnjährigen Hausgenossenschaft als Brüder.

Wie konnten sich die beiden Brüder so fremd werden? Nun, Hans Braun, der ältere, ging zur See, als er 15 Jahre alt war, und bekümmerte sich von da an um seine Angehörigen nicht mehr. Schreiben konnte er nicht; und da er nie in die Nähe von Bermondsey kam,

so hatte er auch keine Gelegenheit, dort vorzusprechen. Bruder Wilhelm ging mit 19 Jahren zum Militär, desertierte und ließ sich unter falschem Namen wieder anwerben. Unter diesem falschen Namen heiratete er und behielt ihn auch; und als er verermte, kam er mit ihm ins Armenhaus.

Die Brüder hatten einander seit dem 15. bzw. 12. Jahre nicht mehr gesehen. So kam es, daß sie zehn Jahre lang tagtäglich nebeneinander im Armenhause saßen, ohne den leisesten Argwohn, daß die gleiche Mutter sie geboren hatte. G. Dr.

Die kußhungrige Ehefrau.

Eine amerikanische Geschichte.

In Philadelphia stand vor dem Gericht eine entzückende Blondine, die auf Scheidung gegen ihren Gatten klagte, da er es an der notwendigen Liebe fehlen lasse. Die junge Frau erklärte unter Schluchzen, daß ihr Gatte sich weigere, ihr einen Kuß zu geben.

Als der Richter den Gatten vernahm, bestritt dieser entrüstet, gegen seine Frau nicht zärtlich genug zu sein, aber seine Frau sei so kußhungrig, daß sein Leben seit dem ersten Tag seiner Ehe ein wahres Kußmarthrium darstelle. Nach der Erklärung daß er gar nicht daran denke, sich von seiner Frau, die er über alles liebe, scheiden zu lassen, gab er folgende Darstellung seiner Ehetage: „Meine Herren, ich habe meine Frau stets geliebt und bin ihr mit jeder nur möglichen Zärtlichkeit begegnet, ja ich bin sicherlich zu ihr liebevoller gewesen, als mancher andere Gatte, der nicht vor die Schranken des Gerichts zitiert wird. Aber, was das Küssen anbetrifft, so stellt meine Frau seit dem Tage unserer Hochzeit unausgesetzt Anforderungen an mich, die kein Mensch zu erfüllen imstande ist."

Diese mit so beweglichen Worten ausgeführte Verteidigungsrede des Ehemannes rief sowohl unter der Zuhörerschaft wie auch bei den Richtern lebhafte Bewegung hervor, und man beschloß nun, auch die andere Partei zu Worte kommen zu lassen, nämlich die Frau.

Die Frau leugnete, daß sie zu große Ansprüche an den Mann stelle und erklärte, daß die Anschauungen darüber, was beim Küssen zu viel sei, sehr stark auseinandergingen. Sie glaubt aber feststellen zu müssen, daß ein Mann, der wahrhaft liebt, sich niemals sträuben wird, seine Frau zu küssen. Um nun beiden Parteien gerecht zu werden, beschloß der Gerichtshof, festzustellen, wieviele Küsse unter Eheleuten „ortsüblich" seien.

Nach langen Debatten einigte man sich schließlich darauf, daß in den ersten Wochen einer Ehe täglich sechs bis acht Küsse nicht zuviel seien, in späteren Jahren aber der Begrüßungskuß, wenn der Mann aus dem Büro nach Hause kommt, und der Gutenachtkuß im allgemeinen genügen. Ausnahmen sind natürlich vorgesehen. Zu mehr als vier bis fünf Küssen täglich kann ein Mann aber nicht verpflichtet werden. Da die Frau aber mehr als das Zehnfache verlangt hatte, so wurde ihre Klage abgewiesen.

Trotzdem verließ das Ehepaar das Gericht Arm in Arm mit glücklichem Lächeln.

Tanz-Anekdoten.

„Ottilie von Goethe berichtete früh am Morgen," so erzählt Kanzler von Müller, „ihrem greisen Schwiegervater, daß bei einem Ball am gestrigen Abend Madame Szymanowska höchst unangenehm aufgefallen sei, weil sie in unschicklichster Weise eine Mazurka getanzt habe. Der alte Goethe sah mit unerschütterlicher Ruhe auf seinen Frühstückstisch. „So," murmelte er, „in der Tat? Wie tanzte sie denn?" — „Die Röcke flogen ihr um die Knie, und sie selber dehnte und bewegte sich beinahe mänadenhaft. Es war ein rechter Skandal." — Der greise Dichter zog mit einem Ruck seine Weste zurecht, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und sagt voll stiller Traurigkeit: „Wie schade, daß ich nicht dabeigewesen bin."

*

Der Hieb.

Die Pawlowa wurde gebeten, im Hause einer Milliardärin auf einer Festlichkeit zu tanzen. Auf die Frage, wieviel Honorar sie verlange, antwortete die Tänzerin: „Eintausend Dollar!"

Die reiche Frau musterte die Pawlowa recht eindringlich und sagte: „Das ist sehr viel Geld, vielleicht genügen Ihnen aber auch achthundert Dollar?"

Als die Tänzerin dies Angebot kurz ablehnte, sagte die Milliardärin: „Gut, Sie erhalten tausend Dollar und geben dafür meinen Gästen lediglich eine Probe Ihrer Tanzkunst. An der Gesellschaft selbst nehmen Sie nicht teil!"

Die Pawlowa erwiderte mit feinem Lächeln: „Ach, das hätte ich gleich wissen sollen! In diesem Falle tanze ich natürlich auch für achthundert Dollar!"

*

Der Sklavenhalter.

Nach zehn Jahren traf ich meinen alten Kriegskameraden Muntzenbecher wieder. Er hatte sich sehr zu seinem Vorteil verändert jedenfalls äußerlich, denn er war tadellos gekleidet und man sah, daß er gut zu speisen pflegte.

„Ja," sagte er, „mir geht es gut. Ich verdiene sehr viel Geld damit, daß ich andere Leute für mich schwitzen lasse."

„Was?" fragte ich erstaunt. „Du bist ein Ausbeuter geworden? Mensch, wo sind deine Ideale geblieben?"

„Du Schaf!" entgegnete er, „ich bin Besitzer einer großen Tanzdiele geworden."

*

Die Wilden auf der Hochzeit.

Die Mutter las ihren Kindern eine Geschichte von den afrikanischen Wilden vor; darin hieß es: „Nur wenig bekleidet, drehten sie sich wackelnd im Tanze. Ein tolles Durcheinander entstand. Keuchend und abgerissene Worte stammelnd, hüpften sie nach den aufgeregten Rhythmen einer ohrenzerreißenden Musik."

Als die Mutter diese Stelle gelesen hatte, kam dem kleinen Kurt eine Erleuchtung, und er rief: „Ach, Mutti, das ist ja auf Tante Klaras Hochzeit gewesen!"

*

Groteske Sprünge.

Ein englischer Tanzlehrer war berühmt durch die Erfolge, die er auch bei den Unbegabtesten seiner Charleston-Schüler aufzuweisen hatte.

„Wie machst du das?" fragte ein Kollege.

„Ja, sieh mal," antwortete er mit gutem Humor, „alle wollen sie natürlich den Charleston möglichst echt tanzen lernen. Wenn ich nun festgestellt habe, daß der Schüler die nötige Beweglichkeit besitzt, zerstäube ich etwas Alkohol auf seinem Anzuge und lasse ihn in dem Zimmer allein, nachdem ich alle Türen sorgfältig verschlossen habe. Nun lasse ich durch einen besonderen Schlitz etwa ein Dutzend Wespen in das Zimmer hinein. Die Wespen, durch den Alkoholdunst bis zum Wahnsinn gereizt, bringen sodann dem lernbegierigen Jüngling mit Leichtigkeit alle die grotesken Bewegungen bei, die wir beim Charleston so sehr bewundern."

*

Training.

Als ich kürzlich den Eheleuten Becker, einem jungen und jungverheirateten Paar, in ihrer kleinen, aber niedlichen Villa einen Besuch abstatten wollte, erschien auf mein Klingeln keine Menschenseele. Die Haustür war nur angelehnt. Mit bangen Ahnungen trat ich ein. Da vernahm ich, Gott sei dank, lustige Grammophonmusik, und im Salon fand ich das Ehepaar Becker. Es stand auf einer winzigen Kiste und tanzte, tanzte in seliger Versunkenheit.

Schließlich, als die Grammophonplatte abgelaufen war, gewahrte man mich. „Da die Bälle immer so überfüllt sind, trainieren wir auf einer Seifenkiste", erklärte der junge Ehemann.

Aus aller Welt.

5000 Lufthäfen in Nordamerika. Nach amtlichen Berichten bestehen jetzt in den Vereinigten Staaten rund 5000 Lufthäfen, die über ganz Nordamerika zerstreut liegen. Von diesen Lufthäfen sind 1075 große Häfen, solche, in denen alles vorhanden ist, was ein ankommendes und abfahrendes Luftfahrzeug braucht. Es gibt in diesen Lufthäfen Einrichtungen zum Beladen, zur Reparatur, zur Einnahme von Brennstoff. Die übrigen rund 4000 Lufthäfen gehören zu den kleinen Lufthäfen. Die meisten von ihnen sind mehr als Nothäfen gedacht und nicht so gut eingerichtet wie die Lufthäfen erster Klasse. Dabei ist die Einrichtung derartiger Häfen noch lange nicht abgeschlossen, es werden immer neue projektiert und gebaut.

Eine Gipfelleistung technischen Könnens. Mit Hilfe eines in jüngster Zeit von Cioffi erfundenen Apparats ist es im Laboratorium der Bell-Telephone-Campany gelungen, Messungen auszuführen, die den billionsten Teil eines Zentimeters festsetzen. Um welche Längenveränderungen es sich hierbei handelt, kann man daran sehen, daß der Abstand eines billionstel Zentimeters etwa einem Zehntel des Atomabstandes der meisten Metalle entspricht. Diese fast unausdenkbar geringen Längen können an einem ungefähr 10 Zentimeter langen Draht gemessen werden, wobei es indes sehr wichtig ist, daß das Drahtstück ständig die gleiche Temperatur beibehält, da schon der geringste Temperaturunterschied eine Veränderung der Länge auslösen würde. Aus diesem Grunde wurde der Meßdraht auch in einem luftleeren Zylinder eingeschlossen.

Fröhliche Ecke.

Klein-Auto. Der Generalvertreter einer berühmten Kleinautofabrik fuhr einen Interessenten in solch einem winzigen Wägelchen durch die Weltstadt spazieren. Plötzlich verschwand das Tageslicht, um zwei Sekunden darauf wieder zu erscheinen. — Ganz verwundert fragte der Passagier: „War das ein Tunnel?" — „Nein", lautete die Antwort, „das war nur ein großer Verkehrsomnibus."

Der Geschäftsreisende. Ueberbeschäftigter Geschäftsmann: „Können Sie das Schild an der Tür „Privat" nicht sehen?" — Reisender: „Ich weiß es, und es hat mich gefreut. Ich hasse es, unterbrochen zu werden, wenn ich mit einem zukünftigen Kunden spreche."

Verbesserte Auflage. Ein Romanschriftsteller plauderte mit seinem Verleger. „Nebenbei gesagt, woher haben Sie eigentlich den Stoff zu Ihrem zweiten Roman genommen?" fragte der Verleger. „Von der Filmbearbeitung meines ersten," lautete die Antwort. („Daily News and Westminster Gazette")

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.